

Eine Mutter.

Erzählung von Wilhelm Haas.

Am Tage unseres ersten Schulbesuches lernten wir uns kennen. Da sah Rudolf Laars, der feine, bleiche, schlant gewachsene Knabe mit dem blonden Vordenhaar und den hellen freundlichen Augen, neben mir. Er mochte das gleiche Wohlgefallen an mir wie ich an ihm gefunden haben, denn — ich erinnere mich dessen heute noch — nach Schluß der Stunde umfachte er mich und rief, so daß der Lehrer seine Freude an uns hatte, „Ich mag Dich leiden. Komm, wir wollen Freunde sein!“

Hernach machten wir manden Schulgang gemeinsam. Sag doch der Vater der Wittve Laars, der Mutter meines Freundes, auf halbem Wege nach dem Hause meiner Eltern. Das kleine Ladenlokal, in dem Handhabe, Schleifen und Kragen in den mannigfaltigsten Farben und Formen ausgeheckt waren, und an dem ich bislang nach Knabenart nicht anders als gelangweilt vorübergeekelt war, ähnte schon bald nach Abschluß meiner ersten feierlichen Schulfreundschaft eine überwallende Anziehungskraft auf mich aus. Dort lockten inmitten all der Sädelchen genau der gleiche schlichtblaue Schiffschlops, wie ihn mein Freund über der Bluse zu tragen pflegte. Und in dem Bette jüst dieses zu gelangen, war mein heißes Begehren, je näher das Weibnäheste rückte. Vater und Mutter hatten zwar ob der Bezeichnung meines „Hauptwunsches“ ebenso entschieden freundlich gelächelt wie ich einbar verständnislos die Köpfe geschüttelt. Aber als der heilige Abend gekommen war, lag der ersehnte Schiffschlops richtig auf seinem Plage. Ich nahm ihn glückselig, trug ihn an Feiern- und Wochenagen und trug ihn so lange, bis Rudolf am Ende meinte: „Der geht jetzt nicht mehr! Der ist kaputt!“

Meine Mutter in derselben Erkenntnis mich in den Laden der Mutter meines Freundes führte. So wurde ich der Wittve jüngster Kunde. Einen treueren hat sie nicht befehen.

Viele Jahre sind seitdem verfloßen. Wie viele Bilder lieber Menschen aus fernem Kinderzeit sehe ich vor verblüht! Aber zu den Gestalten, die für immer deutlich vor mir stehen, gehört die kleine rundliche Frau aus dem Handhabe.

Mutter Laars von heute ist — wenigstens in meinen Augen — ganz die gleiche von damals geblieben. Ihr mit blonden Stirnlocken gezierter Haupt zucht kaum ein altergraues Haar. Der willensstarke Ausdruck des breiten, aber fählichen aus schönen Gesicht hält mich gefesselt und hatte es mir, schon dem Knaben, angethan, wenn ich mit dem Freunde zu „Mutter“ in den Laden getreten war, wenn sie mit einer nichts weniger als weichen, einschmeichelnden Stimme meinen Namen genannt hatte, mir mit der Hand sinnend über die Wangen gefahren war und mich dabei mit ihren tiefblauen Augen angesehen hatte.

Daß Mutter Laars ihren Knaben lieb hatte, ist nie von mir bezweifelt worden, wennschon die Form, in die sie ihre Zärtlichkeit zu kleiden pflegte, mich oft genug beirrend hat. Kam Rudolf von der Schule heim, so flog er, ganz seiner hünenhaften Natur gemäß, ihr allemal mit einem Luftsprung um den Hals. Dann drückte sie ihn so lange zärtlich an sich, bis sie ihn plötzlich unter einer herrlichen Gebärde den Wangen ablegte, sich die Haare bürtete und die Hände wuschte hieß und mir, dem summen Zuschauer zwischen Thür und Angel, in einer nicht mißzuverstehenden Weise zu gehen befahl. Dennoch fühlte ich, daß sie unser Umgang gern hatte. Und nur einmal habe ich ihr ernstlich gegnirt, bin ich so thöricht gewesen, ihre Berzengüte in Frage zu stellen. Das war, als sie ihrem Knaben unterlag hatte, an meinem Geburtstage mit den übrigen Freunden zu mir zu kommen. Mittags begab ich mich trotz Vaters Gegenwart so weit, daß ich mich in den hartesten Worten gegen Rudolf's Mutter erging. Da ward mir der Mund verboten. „Die Mutter Deines Freundes ist eine Dame,“ — das Wort „Dame“ hatte mein Vater unter leidlichem Jähren der Stimme mercklich betont, — die mit Vorbedacht handelt, die ihrem Sohne gewiß nichts grundlos verlag.“

Ich weiß, Vater war bald nach Beendigung seiner ärztlichen Sprechstunde zu ihr gegangen. Vater hatte die Mutter meines Spielkameraden in ihrem Beschlusse nicht umzustimmen vermocht. Aber ich weiß auch, daß Rudolf von nun an häufig allein bei uns sein durfte, und daß seine Mutter mir nie mehr mit einem Reint diente, wenn ich kam, ihn abzuholen.

Mit unterm Abgange von der Vorbereitungslehre trennten sich unsere Wege. Der Sohn der Wittve kam auf eine Realschule, während ich das Gymnasium unsicher zu machen begann. Aber an freien Tagen sahen wir Freunde uns in gewohnter Weise.

Freilich, später loderte sich unsere Freundschaft. Als Rudolf Kommiss eines Geschäftes und ich auf einer auswärtigen Univerfität Student geworden war, bildete allein Mutter Laars mit ihren Handhabe und Schlipfen das vermittelnde Band.

Wöglich erkrankte mein alter herzensguter Vater. Ich eilte nach Hause. Noch einmal drückte ich ihm die Hand ...

der Wittve. Mutter Laars weinte. Sie schüttelte mir lange die Rechte. ... Hernach fragte ich sie nach dem Ergehen ihres Sohnes. Da trümete sie ihre Tränen, die meinem verbliebenen Vater gegolten hatten, sah mich mit einem Ausdruck an, der nicht wiederzugeben ist, und erklärte: „Fragen Sie mich nicht! Mein Sohn ist gesund. Er ist auf dem Wege nach Amerika. Ihr Vater riet mir dazu, und was mir Ihr Vater anempfohlen hat, — möge auch dieser letzte Rathschlag des theuren Todten meinem Liebling zum Segen gereichen!“

Was Rudolf's jähren Fortgang veranlaßt hatte, erfuhr ich dergest nicht. Auch forschte ich nicht darnach, weil ich das zurückhaltende, wenig mittheilfame Wesen meiner Freundin kannte.

Wenn ich zukünftig nie mehr oder weniger großen Pausen meine Besuche bei ihr zu wiederholen kam, so sprach Mutter Laars in ihrer ruhigen, knappen Art vom fernem Sohne. Sie vermochte mir eigentlich immer befriedigende Nachrichten zu geben. Gottlob, gesundheitslich gehe es ihrem Jungen gut. Und auch im übrigen könne er nicht klagen.

Da eines Tages — ich war seit mehr als Jahresfrist dem mütterlichen Hause fern gewesen — prallte ich unwirtlich vor dem Laden der Wittve zurück. Quer über das Fenster war ein Zettel geklebt. „Ausverkauf wegen Aufgabe des Geschäftes“ stand auf ihm zu lesen. In ein paar Sätzen war ich die wenigen Stufen die zum Laden hinauführten, emporgeekilt. Mit heftigen Griffen hatte ich die Thür geöffnet.

„Mein Himmel, Mutter Laars,“ rief ich erregt, „Sie geben das Geschäft auf? Ihr Junge ist wirklich, wie es ihm immer geträumt hat, Millionär geworden?“

Vor mir hinter dem Ladentische, schon so wie früher, stand die kleine Frau. Ihre Augen strahlten.

„Millionär?“ wiederholte sie plötzlich ernst. „Lieber Freund, ja, das sagte er immer! Millionär ist Rudolf nicht geworden. Aber,“ indem legte sie mir vertraulich die Hände auf die Schultern, „der Junge hat mich in meinem guten Glauben an ihn nicht getäuscht. Des Jungen Zukunft ist gesichert. Und das nicht allein! Kommen Sie, Ihnen, meinem langjährigen und liebsten Kunden darf ich alles verrathen! das bin ich Ihnen — Ihrem verstorbenen Vater fogar schuldig!“

Welch eine Wandlung in dem gemessenen Wesen der freundlich bewachten Frau! Sie hatte inzwischen den Vorhang zurückgeschlagen, der den Laden vom Wohnzimmer trennte. Auch hier wies alles auf den bevorstehenden Aufbruch hin. Lächelnd gebot sie mir, neben ihr auf dem Sofa Platz zu nehmen. Vor uns standen zwei Bilder, Rudolf's Bild und das eines dunkeläugigen, freundlich dreinsehenden Mädchens.

„Das ist er!“ Lächelnd blickte Mutter Laars ein Weibchen still vor sich nieder. Dann hob sie das Haupt und sagte: „Ich weiß, ich habe Ihnen manden Aufschluß zu geben. Sie sollen Alles erfahren. Hernach wird Ihnen Vieles, was Ihnen bislang räthselhaft an mir erkönen, verständlich sein.“

Ich nickte, während meine alte Freundin, den Blick gleichsam nach innen gekehrt, mit halblauter Stimme zu erzählen begann: „Meinen seligen Mann habe ich innig lieb gehabt. Ich weiß, Wuchs und Haltung hat Rudolf als Erbe von ihm, von mir — kaum etwas. Und doch, auch mir hat der Junge sein Theil zu verdanken! Denn mein seliger Mann war leichten, vielseitig allzu leichten waghalsigen Sinnes. Und dieses Erbtheil, das ich früh in meines unferes Knaben Seele zu erkennen meinte, durch ein anderes, mütterliches zu erleben, war das Ziel meiner zwar strengen, aber liebevollen Erziehung. Mein seliger Mann hatte durch seine Freude an äußerem Glanze, durch das Verlangen, es den reichsten seiner Freunde in Allem gleichzutun, unser Vermögen geschmälert. Und als das Schlimmste, der geschäftliche Zusammenbruch, erfolgte, hatte infolge der Aufregung seine Gesundheit so arg gelitten, daß Ihr lieber Vater dem Kranken nicht mehr zu helfen vermochte. Verließen Sie sich in die Lage, in der ich mich nach dem Tode meines Mannes befand! Verwöhnt! Aller Mittel bebraut! Dazu die Sorge um das Kind! In höchster Bedrängnis — der Verlorbene hatte keine Geschwister — entschloß ich mich, meinen einzigen Bruder um eine Unterstützung anzugehen — Senator Münd.“

„Ich harrete die Erzählerin an. Senator Münd war einer der einflussreichsten Männer der Stadt.“

„Ja,“ erklärte Rudolf's Mutter, wobei ihre Stimme sich hob, „eine geborene Münd! Und ich ging zu diesem Bruder der mir Hülfle zu sicherte.“

Anderen Tages nannte er mir den Namen eines Bekannten, der nach dem Tode seiner Frau eine Hausdame suchte.

Den Knaben wirst Du von Dir geben müssen! Aber die Hälfte des Kostgeldes zähle ich!

Junger Freund, ich weiß, funkelnden Auges, mit lauter, vor innerer Empörung bebender Stimme habe ich ihm geantwortet: Lieber stelle ich mich als Verkäuferin hinter einen Ladentisch, als daß ich meinen Knaben vor mir gebe!

„Du wirst Dich eines Besseren be-

siemen! hatte mein Bruder in eifriger Ruhe als einzige Entgegnung. Du wirst meines Namens und unserer Stellung eingedenk, Vernunft annehmen und meinen Vorklag befolgen!“

Das werde ich nicht thun! erwiderte ich ihm eben so kühl.

Die kleine Frau neben mir, deren Augen in Erinnerung an jene Antwort leuchteten, schien in ihrer Erregung beinahe schön.

„Später,“ fuhr die Erzählerin fort, „habe ich mich in einsamen Stunden hin und wieder gefragt, ob es recht war, meinen Jungen der Unterstützung seines Verwandten zu berauben. Heute sehe ich darin klar, — manden träben bedrückenden Gedanken hätte ich mir sparen können. Von meiner Familie verlassen, wandte ich mich an einen der Gläubiger meines Mannes. Notar Bücher war bekannt als ein ebenso klar, wie menschenfreundlich denkender Herr. Er wies mich an Ihren Vater, der mir gegen geringe Zinsvergütung eine Summe lieh, mit der sich ein Handhabeverkauf eröffnen ließ.“

Das Geschäft lohnte sich. Schon nach Jahresfrist hatte ich die Gemüthlichkeit, meinem Knaben eine gute Schulbildung geben zu können. Ihr Vater, der mich bisweilen durch seine Besuche erregte, gab mir gern allerhand Winke betreffs Rudolf's Erziehung.

Im Allgemeinen ging ich freilich auch hierin meinen eigenen Weg. Wissen Sie noch, lieber Freund, wie böse Sie auf mich waren, als ich glaubte, meinem Jungen das Verlangen einer Kindergefellchaft in Ihrem Hause vertragen zu müssen? Und doch geschah auch das nur in bester Absicht, weil ich in mütterlicher Liebe nicht blind war, weil ich meines Kindes Schwäche kannte, die sich bei jeder Gelegenheit in den Worten kund gab: „Das — ah, das ist schön, Mutter! Das möchte ich haben!“

Später sah ich, — Ihr Vater hielt Sie selbst schlicht — daß meine Furcht, der Junge könne sich im Verkehr mit Ihnen allerhand unerreichbare Dinge in den Kopf setzen, hinfallig war.

Mein Lieblich hatte eine zarte Natur. Hierzu trat sein schnelles Wachstum. Darum wünschte Ihr Vater eine Stärkung für ihn. Sommerreisen wie die wohlhabenden Leute konnten wir uns nicht leisten. Aber Ihr Vater schaffte auch darin Rath. Sie wissen, ich gab Rudolf während der Ferien zu einem Hofbesitzer aufs Land. Die frische Heidearbeit, die er, wenn auch in bescheidenem Maße, zu leisten hatte, sollten ihm Kräftigung bringen. Der Erfolg blieb nicht aus. Die jährliche Sommerreise unter den schönsten, prächtigen Leuten ward meinem Jungen geistig wie körperlich zum Heile. Da lernte er kennen was es heißt, sein Brot im Schweiße des Angesichts verdienen und auch mit geringem Lohne zufrieden sein. Und doch — die alte Sorge blieb. Es fielen noch vom Vater her in ihm. Auch jene kleine Begebenheit aus dem Leben meines Lieblichen sollen Sie erfahren. Rudolf war eingelagert worden. Ich hatte ihm nichts als einen Anzug und ein Strümpfchen geschenkt. Doch bei den Bekannten mußte er anderes gefehen haben. Kurzum, ich bemerkte, daß er während seiner Gänge mit den Freunden einen biden Siegelring am Finger trug. Abend nahm ich ihn zu mir, zog ihn an mich und sagte: „Rudolf mein Junge, ichau, hier an meiner Hand sah ich ein Ring. Er kamme von Deinem Vater und war mir das Liebste, was ich außer Dir besah. Als Du großer wurddest und die Ausgaben wuchsen, nahm ich ihn und gab ihn freudig hin — um Deinetwillen!“ Mein armer Schelm, bitterlich hat er hernach geweint und von da an gepart, beinahe mit seinem Zahngelbe gegeist.“

Die Erzählerin schweig, spielte sinnend mit ihren unberingerten Fingern und begann wieder: „Ich erreichte alles durch Güte. Geschlagen habe ich meinem Jungen nur einmal und das, als er schon erwachsen, schon Kommiss im hiesigen Geschäft war.“ Ich horchte auf, während meine alte Freundin im schärferen Flusse zu berichten fortfuhr.

„Mein Geschäft hatte sich derweilen so gehoben, daß die Anstellung einer Verkäuferin nöthig wurde. Sie war ein ichones leichtlebige Geschöpf, und ich erkannte bald, daß mein Junge sich in sie verliebt hatte. Eines Sonntags hatte er heimlich einen Tanzboden mit ihr befüßt. Ich war aufgeblieben, um den Nachschürmer zu erwarten. Als er gegen Morgen heimkam, trat ich ihm entgegen. Er stotterte und suchte nach Ansäufeln. Doch — die kleine Frau neben mir rang mühsam nach Athem — „eh er mich belügen konnte, suchte es mir in der Hand, und ich schlug ihm eins mitten ins schamübergessene Gesicht.“

„Anderen Tages kam Rudolf zu mir. Mein Junge, er küfte mir Hände und Wangen. Er sah so bleich aus und blieb auch fürder in sich gefest, — wie gewandelt. ... Voll Besorgniß beichtete ich alles Ihrem Vater.“

„Hören Sie, liebe Frau,“ sagte er, „der Junge muß fort aus dem Bereiche Ihres mütterlichen Schutzes! Jetzt, gerade jetzt ist's damit an der Zeit!“

Schon nach wenigen Wochen hatte Notar Bücher drüben ein Geschäft ausfindig gemacht. Und wenige Tage vor dem Tode Ihres Vaters brachte ich meinem Jungen auch dies letzte und schwerste Opfer. Begleitet von meinem Segen, ließ ich ihn ziehen.“

Rudolf's Mutter sah auf das Bild. Und zu seinem Segen ist alles gewesen.

Schon nach einem Jahre schickte mir mein Sohn ein häßliches Summden. Er hat mich, es von ihm annehmen. Er hoffe, bald so viel zusammen zu haben, daß ich den Laden aufgeben könne. — Seine Bitte weckte von neuem die alte Sorge in mir. Aber ich glaube, ich that meinen Jungen damals unrecht, als ich ihm entgegnete: „Rudolf, ich schäme mich nicht, hinter dem Ladentische zu stehen. Dort sehe ich nun im fünfundsanzigsten Jahr.“

Seine Antwort beruhigte mich über die Beweggründe der Bitte. Sie beruhigte mich, wenn auch nicht ganz. Doch heute —

Indem reichte mir die glückselige Frau einen Brief, den sie vor einigen Wochen erhalten hatte, und der ihr des Sohnes Ankündigung in einem New Yorker Bankhause meldete, ja, das nicht allein, auch Rudolf's Verlobung mit der Tochter seines ehemaligen Prinzipals.

„Ich komme in einem halben Jahre mit meinem Brauche nach Deutschland,“ las ich. „Mary soll Dich, heiliggeliebte Mutter, sehen so, wie Du für mich gewirkt hast, hinter dem Ladentische stehend, als Mutter für Dein Kind den härteren Kampf ums Dasein kämpfend. Aber in Zukunft, Mutter, — und diesen Wunsch verlagst Du uns nicht — läßtst Du zwei junge Menschen für Dich weiter schaffen und sorgen. Wir holen Dich! Und Du kommst mit!“

Als ich leuchtend Auges aufblickte, schüttelte die kleine Wittve aus dem Handhabe laden das Haupt. „Ich ziehe nicht mit. Ich bleibe da, wo ich gelebt, geliebt und gearbeitet habe. Aber besuchen — einmal besuchen werde ich meine Kinder doch! Ich fühle modern. New York ist nicht weit. Und was den Wunsch eines Sohnes anbelangt, seinem Brauche die Hilfe hinter dem Ladentische zu zeigen: ich schließe hüßlich zuvor mein Geschäft! Ich bin ein edeltes Weltmünder, das sich anstaunen läßt. Ich bin nur — eine Mutter.“

„Als ich leuchtend Auges aufblickte, schüttelte die kleine Wittve aus dem Handhabe laden das Haupt.“

„Ich ziehe nicht mit. Ich bleibe da, wo ich gelebt, geliebt und gearbeitet habe. Aber besuchen — einmal besuchen werde ich meine Kinder doch! Ich fühle modern. New York ist nicht weit. Und was den Wunsch eines Sohnes anbelangt, seinem Brauche die Hilfe hinter dem Ladentische zu zeigen: ich schließe hüßlich zuvor mein Geschäft! Ich bin ein edeltes Weltmünder, das sich anstaunen läßt. Ich bin nur — eine Mutter.“

„Als ich leuchtend Auges aufblickte, schüttelte die kleine Wittve aus dem Handhabe laden das Haupt.“

„Ich ziehe nicht mit. Ich bleibe da, wo ich gelebt, geliebt und gearbeitet habe. Aber besuchen — einmal besuchen werde ich meine Kinder doch! Ich fühle modern. New York ist nicht weit. Und was den Wunsch eines Sohnes anbelangt, seinem Brauche die Hilfe hinter dem Ladentische zu zeigen: ich schließe hüßlich zuvor mein Geschäft! Ich bin ein edeltes Weltmünder, das sich anstaunen läßt. Ich bin nur — eine Mutter.“

Eine Verlobung im Jahre 1999

Humoreske von Ernst Boden.

Selmar Weiblein schwebte im siebenten Himmel. Er liebte und er wurde geliebt. Die männliche Schüchternheit und Zurückhaltung, die einem Jüngling so wohl anhebt, würde ihm niemals erlaubt haben, dem Gegenstand seiner tiefen Reueigung diese zuerst zu berathen, aber um so glücklicher war Selmar nun, da er aus verschiedenen Anzeichen entnehmen konnte, daß seine Gefühle erwidert wurden.

Seit Wochen lenkte jeden Vormittag der Direktor eines angelegenen Bankhauses, Fräulein Augusta Mannsbach, ihre Schritte an dem Fenster vorbei, wo er, Selmar, um diese Stunde regelmäßig eifrig mit seiner Handarbeit beschäftigt sah, und gesehn — o Seligkeit — gesehn hatte Mannsbach ihn auf einem Vereinsball nicht nur zu Tisch geführt, sondern auch den Gottlösen mit ihm getanzet. Es war ein entzückender Abend gewesen. Wahrlich, wenn Selmar's stille Hoffnungen und Wünsche sich verwirklichten, so würde er eine hervorragende Frau bekommen! Sie hatte bei Tisch gesprochen, den Toast auf die jungen Herren, und die Rede war mit so viel Geist und Humor gewürzt gewesen, daß allgemeiner Beifall sie gelobt hatte. Und wie prächtig Augusta dabei ausgesehen hatte, o, er war ein Glückseliger, wenn es so kam, wie er hoffen durfte! Daß ihm, dem stillen Selmar, ein solches Weib beschieden sein würde, das hatte er nie zu hoffen gewagt. Bei diesem Gedanken angeleitet, sprang der Jüngling auf und trat vor den Spiegel. Hüßlich, ja hüßlich war er, das durfte er sich gefehen. Das jartgefärbte Antlitz, die großen, schwärmerischen, blauen Augen, das zierliche Vortehen auf der Oberlippe, die schlante Figur, — hm, — ja, es war ihm erklärlich, daß er die Bitte mandes Mädchens auf sich zog. Aber daß gerade Augusta, für die ihn schon seit lange stille Bewunderung erfüllte, sich ihm zuneigen würde, das hatte er nie zu hoffen gewagt! So denkend, begab er sich wieder an seinen Nachtsch, denn Papa hatte ihm aufgetragen, heute die Strümpfe fertig zu stoßen. Eifrig machte er sich an die Arbeit, nur ab und zu einen Blick zwischen zwei blühenden Rosenstöden, seinen ganz besondern Lieblichen, hindurch auf die Straße werfend. Bald mühte sie, ja auf dem jenseitigen Trottoir erschienen, sie, die der Inhalt seines Lebens war. C, er wollte ihr sicher ein guter, treuer Gatte werden, wenn sie wirklich seiner begehren sollte. Und nach dem gestrigen Abend konnte er nicht mehr zweifeln.

Da ist sie — o Gott, wie schneidig sie auftritt, wie gut ihr der schwarze feine Anzug zu dem blonden Haare steht, wie entzückend sie das zierliche Stöden mit dem Eisenbeinriße hält — ein herrliches Weib! C, wie er sich geborgen fühlen würde in solcher Hut! Und wie glücklich die Eltern sein würden, ihren einzigen Sohn so gut verheiratet zu sehen! Da — Selmar's Herz beginnt hümmlich zu klopfen — da vor der Hausthür zögert Augusta eine kleine Weile, dann tritt sie ein. Selmar hört Schritte, hört Thüren geben — kein Zweifel, Augusta ist im Bureau bei Mama. Lebend wirft der erglühende Jüngling das Stoffzeug beiseite — er bringt auf und verdirgt sein heißes Antlitz in den weichen Rippen der Chaiselongue. Kein Zweifel, die entscheidende Stunde ist

gelommen, Augusta ist bei Mama, von ihr Selmar's Hand zu erbitten. C, wie Papa, der Bureauvorsteher seiner Gattin, sich freuen, wie gerne er dem Bund seinen Segen ertheilen wird! C Selmar, Selmar, halte Dein Herz fest, damit es die Last des Glases trage. — Die Frau Rechtsanwält Dr. Weiblein empfängt den Besucher in ihrem Privat-Komptoir, und sie lächelt freudig, als Augusta mit sicherer Stimme ihre Werbung um Selmar's Hand vorbringt. „Meine Verhältnisse sind Ihnen bekannt, verehrte Frau, so spricht Fräulein Direktor, ich beziehe ein festes Gehalt von 12,000 Mark und Tantiemen; außerdem bin ich mit einer hohen Summe in der Lebensversicherung, so daß ich für den Fall eines frühen Todes meinen Wittwer in gehedeter Lage hinterlasse. Ich liebe Ihren Sohn von ganzem Herzen, und da Jedermann weiß, daß er ein häuslicher, erzogener Mann ist, so hoffe ich mit ihm recht glücklich zu werden.“

„Ihre Werbung ist mir eine Ehre, Fräulein Direktor, in der That; auch mein Mann wird dieser Ansicht sein. Nur ein Bedenken habe ich. Wir können Selmar keine große Mitgift geben. Die Ausbildung unserer drei Töchter hat viel gekostet, aber natürlich bekommt unser Sohn eine entsprechende Summe als Heirathsgut. Sonstiges Vermögen haben wir nicht, hoffen jedoch, nun die Kinder alle verheiratet sind, noch etwas zu sammeln, was ihnen später zugute kommen wird.“

„C, bitte, ich hatte nur Selmar's Person im Auge, verehrte Frau, meine Verhältnisse gestatten mir eine Reueigungsbetracht.“

„Diese Versicherung beruhigt mich ebenso sehr, wie sie ehrend für Ihren Charakter ist, Fräulein Mannsbach. Und ich darf wohl sagen, daß Sie einen tüchtigen Mann an Selmar bekommen werden. Wir werden ihn freilich sehr vermissen im Haus. Seit er erwachsen, hat er meinem Mann alle wirtschaftlichen Sorgen abgenommen. Nun, man muß sich eben zu helfen suchen, muß einen passenden jungen Menschen als Stütze für den Haushalt engagiren. Dann können alle Theile zufrieden sein. Erlauben Sie, daß ich jetzt meinen Mann rufe.“ Ein Druck auf die Schelle, und Herr Weiblein erkömmt. „Lieber Heinrich,“ so wendet sich die Anwaltin an ihn, „ich habe eben dieser Dir bereits bekannten Dame, Fräulein Direktor Mannsbach, die Frau Selmar's zugelegt. Hoffentlich bist Du einverstanden?“

„Gewiß, gewiß, meine Liebe, sehr erfreut sogar, wenngleich der gute Junge uns recht fehlen wird. Aber es ist ja Eternos, daß die Töchter, wenn sie herangewachsen sind, ihrem Beruf leben, die Söhne sich verheirathen und dem Weib ihres Herzens folgen. Aber nun sollten wir wohl zu Selmar eilen, der am Ende noch gar nichts von seinem Glück ahnt.“

„Doch, das weiß er, nach dem gestrigen Abend. Ich habe mir erlaubt, ihm einige Andeutungen über meine Gefühle zu machen, die er zu verstehen schien; er wurde wenigstens ganz roth, was bei seinem zartbesaiten Gemüth sicher ein für mich günstiges Zeichen ist.“

Am andern Tage wird die Stadt durch Anzeigen überrast, die folgendenmaßen lauten:

Meine Verlobung mit Herrn Selmar Weiblein, einzigem Sohn der Frau Rechtsanwält Dr. Grete Weiblein und ihres Gatten, des Bureauvorstehers Herrn Heinrich Weiblein, geb. Schwach, beehre ich mich anzugeigen.

Augusta Mannsbach, Bankdirektor.

Nach acht Tagen findet bei Weibleins ein solennes Verlobungsdiner statt. Alle befreundeten Frauen mit ihren Männern und jungen Söhnen sind erschienen, ebenso eine ganze Anzahl unverheiratheter, junger Damen.

Nachdem die Suppe verzehrt, erhebt sich die Hausfrau, berührt ihr Glas mit dem Weiler und spricht nach eingetretener Stille: „Hochberedte Anwesende, liebe Freunde! Das heutige Fest gilt, wie Sie alle wissen, einem Brautpaar. Wir haben die hohe Freude, den lieben Freundinnen unseres Hauses in Fräulein Bankdirektor Augusta Mannsbach die Verlobte unseres einzigen Sohnes, vorzuschellen, ein neues Glied unserer Familie. Es sei mir gestattet, hier auszusprechen, wie glücklich wir Eltern sind, gegen wir doch Selmar's Hand in die einer Dame, deren ausgezeichnete Eigenschaften sowohl, als ihre Stellung im Leben uns das Glück unseres Sohnes verbürgen. Und wiederum gebe ich der Hoffnung Ausdruck, daß unsere treffliche Schwiegertochter in unserem Sohn alles finden möge, was sie sucht, nämlich einen treuen Genossen ihrer Tage, der ihr, die des Berufs Last und Mühe trägt, das Haus zum Paradies zu machen weiß. Das Brautpaar, es lebe hoch, hoch und nochmals hoch!“

Die Gläser klingen zusammen, und nachdem die Wagen der Erregung sich geleert, ergreift die Braut das Wort: mit klarer, volltonender Stimme spricht sie, während Selmar höhererthend die schönen Augen niederschlägt: „Nur ein paar Worte habe ich zu sagen und zwar Worte des Dankes. Dank den Eltern meines geliebten Selmar, daß Sie mir ihr Kind anvertrauten. Ferner lassen Sie mich den Eltern das Gelöbniß geben, daß ich mich bemühen werde, ihr Vertrauen nicht zu täuschen. Und zu-

legt gebe ich dem Wunsch Ausdruck, alle die lieben Freunde, die heute dieses Fest mit uns feiern, in Zukunft auch in unserem Hause gerne einkehren möchten. Mein theurer Selmar wird es sicher verstehen, es unteren Wägen behaglich zu machen. Er hat alle häuslichen Angelegenheiten von seinem trefflichen Vater gelernt und in seiner Mutter, der verehrten Herrin dieses Hauses, hat er in anderer Beziehung ein Vorbild treuer Pflichterfüllung gehabt. Meine geliebten Schwiegereltern — sie leben hoch, hoch und nochmals hoch!“

Wieder klingen die Gläser zusammen. Selmar schmiegt sein blondes Haupt eng an die Schulter der Geliebten und flüstert ihr zu: „Wie stolz machst Du mich, meine Augusta.“ Und sie drückt die zarte Hand Selmar's fester unter Tisch und erwidert: „Mein lieber Junge, wie bin ich glücklich!“

„Wie bin ich glücklich!“

„Wie bin ich glücklich!“

„Wie bin ich glücklich!“

„Wie bin ich glücklich!“

„Wie bin ich glücklich!“

„Wie bin ich glücklich!“

„Wie bin ich glücklich!“

„Wie bin ich glücklich!“

„Wie bin ich glücklich!“

„Wie bin ich glücklich!“

„Wie bin ich glücklich!“

„Wie bin ich glücklich!“

„Wie bin ich glücklich!“

„Wie bin ich glücklich!“

„Wie bin ich glücklich!“

„Wie bin ich glücklich!“

„Wie bin ich glücklich!“

„Wie bin ich glücklich!“

„Wie bin ich glücklich!“

„Wie bin ich glücklich!“

„Wie bin ich glücklich!“

„Wie bin ich glücklich!“

„Wie bin ich glücklich!“

„Wie bin ich glücklich!“

„Wie bin ich glücklich!“

„Wie bin ich glücklich!“

„Wie bin ich glücklich!“

„Wie bin ich glücklich!“

„Wie bin ich glücklich!“

„Wie bin ich glücklich!“

„Wie bin ich glücklich!“

„Wie bin ich glücklich!“

Ueber einen heitern Vorfall.

Der sich vor einiger Zeit auf dem Centralbahnhofe einer großen deutschen Provinzialstadt zugetragen schreibt man: In das Zimmer des dienstthuenden Stationsassistenten tritt gegen 5 Uhr Nachmittags ganz aufgeregt und verstört ein Reisender mit den Worten: „Wo ist denn mein Zug geblieben?“

„Ja, welcher Zug denn,“ entgegnete der Stationsassistent, „hier laufen hündlich viele Züge ein und aus.“ Der Zug nach M.,“ erwiderte der Reisende, „der eben von S. eingelaufen ist und hier fünf Minuten Aufenthalt hat.“ Der Reisende zeigt bei diesen Worten eine durchgehende Fahrkarte zweiter Klasse von S. nach M. vor. „Ich habe mein Weib eben verlassen, in der Erfrischungshalle ein Glas Bier getrunken, und als ich wieder heraustrimme, ist mein Zug verschwunden, mein Gepäck dagegen liegt auf dem Perron.“

Der Stationsassistent sieht den Reisenden verdächtig an. „Das muß nicht mit rechten Dingen zugegangen sein,“ antwortete er, „um diese Zeit kommt weder ein Schnellzug noch ein anderer Personenzug von S. hier an. Wenn Sie wirklich, wie Sie sagen, mit einem Schnellzuge von S. gekommen sind, so kann dies nur um 3 Uhr geschehen sein.“

Der nächste durchgehende Schnellzug von S. kommt erst gegen 6 Uhr hier an und fährt bald darauf nach M. weiter.“

„Aber das ist doch gar nicht möglich,“ entgegnete ganz aufgeregt der Reisende, „ich bin doch bei klarer Besinnung und weiß ganz bestimmt, daß ich mit einem Schnellzuge vor etwa fünf Minuten hier eingetroffen bin.“

Der Stationsassistent zuckte mit den Schultern, als wenn er sagen will, das begreife ich nicht. Längeres Hin- und Herreden bringt keine Klarheit in die Sache, und der Reisende, der auf Grund des Fahrplans überzeugt wird, daß zwischen 3 und 6 Uhr wirklich kein Zug von S. nach M. den Bahnhof berührt, entfernt sich schließlich mit den Worten: „Na, dann muß ich verrückt gewesen sein!“

Raum ist er fort, da erscheint in der halb geöffneten Thür der Rangirer R. und fragt mit gebührender Miene: „Is bei wege (fort)?“

„Wer denn, erwiderte der Stationsassistent, „ich verhehe Sie nicht, wenn meinen Sie denn?“

„Na, ich meine den Keerl, de eben hier was.“

Der Stationsassistent horcht auf, das Räthsel scheint sich lösen zu wollen, und richtig, er hat sich nicht geirrt. Der Rangirer erzählt nun folgendes: Als der Schnellzug um 3 Uhr eingelaufen ist, erhält er den Auftrag, den letzten Wagen des Zuges abzugeben und zur Verbesserung nach der eine halbe Stunde entfernt liegenden Reparaturwerkstatt zu bringen. Aus irgend einer Veranlassung ist die Ueberführung jedoch nicht sofort möglich. Der Wagen wird vielmehr einwirken abgehängt, eine Strecke aus dem Bahnhofe hinausgeschoben und bleibt dort längere Zeit stehen. Endlich gegen 4 Uhr trifft der Wagen bei der Reparaturwerkstatt ein. Der Rangirer wirft dort zufällig einen Blick durchs Fenster und erblickt im Wagen noch eine lederne Reisetasche. Bei näherem Zusehen findet er auch den dazu gehörigen Reisenden, der anscheinend ganz friedlich schlummert. Was nun? Kurz entschlossen, löst er die noch in der Nähe befindliche Rangiermaschine wieder von den Wagen legen und dann geht es thorntrichs wieder nach dem Personbahnhof zurück. Raum ist der Wagen hier zum Stehen gebracht, da reißt der Rangirer die Wagenthür auf und schreit mit lauter Stimme in den Wagen hinein: „Hammer, aussteigen!“ Der Reisende fährt aus dem Schlafe auf, springt aus dem Wagen und eilt, da er weiß, daß nur 5 Minuten Aufenthalt sind, so schnell er kann, in die Erfrischungshalle, ohne sich weiter um seinen Zug zu kümmern. Sobald er außer Sicht ist, legt der Rangirer das Gepäck des Reisenden auf den Perron und verläßt schleunigst mit dem imitirten Zuge den Personbahnhof. So erklärte sich die geheimnißvolle Sache auf ganz natürliche Weise auf. Der Reisende glaubt wohl heutigen Tages noch, daß er derzeit an temporärem Wahnsinn gelitten hat.

„Wer denn, erwiderte der Stationsassistent, „ich verhehe Sie nicht, wenn meinen Sie denn?“

„Na, ich meine den Keerl, de eben hier was.“

Der Stationsassistent horcht auf, das Räthsel scheint sich lösen zu wollen, und richtig, er hat sich nicht geirrt. Der Rangirer erzählt nun folgendes: Als der Schnellzug um 3 Uhr eingelaufen ist, erhält er den Auftrag, den letzten Wagen des Zuges abzugeben und zur Verbesserung nach der eine halbe Stunde entfernt liegenden Reparaturwerkstatt zu bringen. Aus irgend einer Veranlassung ist die Ueberführung jedoch nicht sofort möglich. Der Wagen wird vielmehr einwirken abgehängt, eine Strecke aus dem Bahnhofe hinausgeschoben und bleibt dort längere Zeit stehen. Endlich gegen 4 Uhr trifft der Wagen bei der Reparaturwerkstatt ein. Der Rangirer wirft dort zufällig einen Blick durchs Fenster und erblickt im Wagen noch eine lederne Reisetasche. Bei näherem Zusehen findet er auch den dazu gehörigen Reisenden, der anscheinend ganz friedlich schlummert. Was nun? Kurz entschlossen, löst er die noch in der Nähe befindliche Rangiermaschine wieder von den Wagen legen und dann geht es thorntrichs wieder nach dem Personbahnhof zurück. Raum ist der Wagen hier zum Stehen gebracht, da reißt der Rangirer die Wagenthür auf und schreit mit lauter Stimme in den Wagen hinein: „Hammer, aussteigen!“ Der Reisende fährt aus dem Schlafe auf, springt aus dem Wagen und eilt, da er weiß, daß nur 5 Minuten Aufenthalt sind, so schnell er kann, in die Erfrischungshalle, ohne sich weiter um seinen Zug zu kümmern. Sobald er außer Sicht ist, legt der Rangirer das Gepäck des Reisenden auf den Perron und verläßt schleunigst mit dem imitirten Zuge den Personbahnhof. So erklärte sich die geheimnißvolle Sache auf ganz natürliche Weise auf. Der Reisende glaubt wohl heutigen Tages noch, daß er derzeit an temporärem Wahnsinn gelitten hat.

„Wer denn, erwiderte der Stationsassistent, „ich verhehe Sie nicht, wenn meinen Sie denn?“

„Na, ich meine den Keerl, de eben hier was.“

Der Stationsassistent horcht auf, das Räthsel scheint sich lösen zu wollen, und richtig, er hat sich nicht geirrt. Der Rangirer erzählt nun folgendes: Als der Schnellzug um 3 Uhr eingelaufen ist, erhält er den Auftrag, den letzten Wagen des Zuges abzugeben und zur Verbesserung nach der eine halbe Stunde entfernt liegenden Reparaturwerkstatt zu bringen. Aus irgend einer Veranlassung ist die Ueberführung jedoch nicht sofort möglich. Der Wagen wird vielmehr einwirken abgehängt, eine Strecke aus dem Bahnhofe hinausgeschoben und bleibt dort längere Zeit stehen. Endlich gegen 4 Uhr trifft der Wagen bei der Reparaturwerkstatt ein. Der Rangirer wirft dort zufällig einen Blick durchs Fenster und erblickt im Wagen noch eine lederne Reisetasche. Bei näherem Zusehen findet er auch den dazu gehörigen